

CHRISTIAN PROSS: „Wir wollten ins Verderben rennen“. *Die Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektivs Heidelberg*. Unter Mitarbeit von Sonja Schweitzer und Julia Wagner. Psychiatrie-Verlag, Köln 2016, 501 S.

Die Quellen des Linksterrorismus in der Bundesrepublik waren vielfach obskur, aber die am wenigsten erforschte und zugleich sich von allen anderen Kleingruppen unterscheidende Organisation war das Sozialistische Patientenkollektiv Heidelberg (SPK). Nun legt der Medizinhistoriker Christian Pross gemeinsam mit zwei Mitarbeiterinnen die erste umfassende Aufarbeitung dieser Gruppierung vor. Pross selbst gehörte zeitweise zu den wohlwollenden Begleitern jener 50 Patienten, die 17 Monate lang von Ende Februar 1970 bis Mitte Juli 1971 unter Führung des Psychiaters Wolfgang Huber die Reform von Medizin und Gesellschaft erzwingen wollten. In der vorliegenden Studie widmen sich die Autoren unter Verwendung archivalischer, publizierter und durch Oral History gewonnener Quellen zentralen Fragestellungen: Wie konnte das SPK gerade in Heidelberg entstehen, was zeichnete die Organisation aus und welche Berichte über das SPK entsprechen der Wahrheit oder sind Fiktion? Die Fortsetzungsorganisation des SPK, die „Patientenfront“, sperrte sich gegen das Projekt, gleichwohl konnten 52 Zeitzeugen gewonnen werden. Deren Erkenntnisse werden ab S. 43 im Kontext zu historischen Entwicklungen gestellt. So ergibt sich das Bild einer reformorientierten, von dem renommierten Arzt Walter Ritter v. Baeyer geleiteten Universitätsklinik für Psychiatrie, in der Patienten nicht als lästiges Beiwerk des klinischen Alltags behandelt wurden, wie dies in den meisten deutschen Anstalten der Fall war. Das Reformklima war insbesondere in der Poliklinik ausgeprägt, wo der spätere Gründer des SPK, Wolfgang Huber, Ende 1966 zu arbeiten begann. Seine Biografie vor Grün-

dung des SPK und nach dessen Ende liegt weitgehend im Dunkeln, auch die Autoren konnten beispielsweise seinen Aufenthaltsort nicht ausmachen und ihn infolgedessen nicht befragen.

Unter dem Eindruck der Studentenrevolte einerseits und der Kritik von Kollegen an der eigenen Arbeit andererseits radikalisierte der bis dahin karrierebewusste Huber seine Ansichten über eine Reform von Medizin und Gesellschaft. Huber erblickte in den Patienten die eigentlich relevante Gruppe, um den psychiatrischen Alltag beurteilen zu können, was die Leitung der Poliklinik schließlich 1969 nicht mehr zu tolerieren bereit war. Im Februar 1970 eskalierte die Situation durch die Kündigung Hubers und die Besetzung der Klinikverwaltung durch den geschassten Arzt und seine Mitstreiter bzw. Patienten. Die überregionale Presse nahm erstmals Notiz von Huber, der jeden Kompromissvorschlag ablehnte und stattdessen seine ihn verehrenden Patienten in dem flugs gegründeten SPK vereinte. Die den Reformkurs Baeyers vielfach ablehnende Ministerialbürokratie und manch universitärer Kollege begannen das SPK als Produkt der Arbeit Baeyers für eigene Machtspiele zu instrumentalisieren. Huber identifizierte nun ausgerechnet Baeyer, der 1964 der materiellen Entschädigung von NS-Opfern eine gutachterliche Grundlage geliefert hatte, als ewiggestrigen Nazi. Dadurch beraubte sich Huber jeder Unterstützung innerhalb der Klinik, während draußen vor der Tür in der zerfaserten studentischen Reformbewegung das Interesse an Psychiatriereformen stieg.

Im Kern besagte die Krankheitslehre des SPK, dass der auslösende Faktor für psychische Erkrankungen im kapitalistischen Zwangssystem zu finden sei. Die Gruppentherapie sollte die Selbstfindung erleichtern und den Weg zur Therapie öffnen. Doch war das SPK in sich zerrissen. Die sozialistischen Pläne fanden nicht bei

allen Zustimmung, und das Konzept von der Gleichheit wurde durch das guruhafte Auftreten Wolfgang Hubers konterkariert, der gegenüber weiblichen Patienten einen Hang zu ganzheitlichen Therapieansätzen offenbarte. Je stärker der Druck von außen wurde, desto intensiver suchten Huber und seine Mitstreiter die Reihen des SPK zu schließen, wobei es hier auch zu Drohungen gegenüber möglichen „Abweichlern“ kam (S. 260). Es folgten „Kriegserklärungen“ gegen die feindliche Umwelt und das Predigen der Furcht vor einem „neuen Faschismus“.

Die Konfrontation mündete schließlich in einem Schuss auf einen Polizeibeamten am Abend des 24. Juni 1971, woraufhin das SPK aufgelöst wurde. Bei Huber wurden Waffen sichergestellt, und mancher Patient fand den Weg in die Rote Armee Fraktion (RAF). Gleichwohl behauptet Pross, das SPK sei keine Keimzelle der Stadtguerilla gewesen und der Staatsapparat habe einfach überreagiert (S. 399). Es scheint, als ob sich der Autor hier einen Persilschein für das eigene Handeln ausstellen wollte, das von „unkritischer Solidarität“ (S. 21) geprägt gewesen sei. Dies ist nicht der einzige Kritikpunkt. Die Abwägung der einzelnen Zeitzeugenaussagen wird dem Leser nicht klar: Passende Formulierungen aus Interviews werden zwanglos in den Text eingestreut. Die internationale Einordnung der Psychiatriereform, gerade im Hinblick auf Italien, zu dessen linken Bewegungen enge Kontakte seitens der deutschen Akteure bestanden, wird zu kurz abgehandelt. Gleichwohl stellt der Band eine herausragende wissenschaftliche Leistung dar. Erstmals wurde die Geschichte des SPK nicht von seinen Gegnern oder bedingungslosen Anhängern in breiter Form aufgearbeitet. Sämtliche verfügbaren Archivquellen wurden kritisch bearbeitet, sodass sich schlussendlich ein kohärentes Bild der Geschehnisse in Heidelberg ergibt.

*Florian G. Mildenberger*